Nr. 132. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Donnerstag, 13. März 1913

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der vergessene Gedenktag.

In dieser fest- und erinnerungsfrohen Zeit, in der so ziemlich alle Dinge, die vor einem viertel oder halben oder ganzen Jahrhundert sich ereigneten, Veranlassung zu schwungvollen Reden und geräuschvollen Kundgebungen bieten müssen, hat es einigermaßen überrascht, daß die Erinnerung an die vor fünfundzwanzig Jahren erfolgte Thronbesteigung Kaiser Friedrichs fast unbeachtet vorübergegangen ist. Von den amtlichen Stellen wurde eine Erinnerung an die Wiederkehr dieses Erinnerungstages nicht beliebt, und auch in der Presse hat sich, wenn wir von uns selbst und einigen wenigen anderen Blättern absehen, nichts gerührt. Fast sieht es so aus, als sollten die neunundneunzig Tage der Regierung Friedrichs III. wie ein pudendum des Deutschen Reichs mit dem Schleier des Vergessens bedeckt werden. Und doch umschließt diese Zeit so ziemlich alles, was an Hoffnungen und Verheißungen der Generation, die mit dem Kronprinz Friedrich Wilhelm groß geworden war, vom Schicksal beschieden wurde. Den Vätern und Enkeln blieb ein weiter Spielraum. Die Söhne mußten sich mit neunundneunzig Tagen begnügen. Man sollte ihnen das Recht der Rückerinnerung nicht kürzen, auch wenn es eine unabänderliche Tatsache bleibt, daß, was vergangen ist, nicht wiederkehrt. Denn den einen Trost wenigstens haben die Zeitgenossen Friedrichs III., daß, was leuchtend niederging, noch lange zurückleuchtet.

Eins tragen alle diejenigen unauslöschlich im Herzen, die die damaligen Ereignisse mit Bewußtsein miterlebten: daß ein reiner und edler Wille durch das blinde Walten des Geschicks an seiner vollen Entfaltung gehindert wurde. Gewiß, das stilistisch so schöne, feierliche und ganz unbureaukratische Manifest Friedrich III. „An mein Volk" und der Erlaß an den Fürsten Bismarck, die wir gestern im Wortlaut wiedergegeben haben, erfüllten nicht ganz die politischen Erwartungen, die von den Zeitgenossen an die ersten Kundgebungen des neuen Kaisers geknüpft worden waren. Man merkte es ihnen an, daß sie eine Brücke zwischen der alten und der neuen Aera zu schlagen versuchten, und man fühlte leider auch schon aus ihnen etwas wie Resignation heraus. Aber das hat Kaiser Friedrich, und das haben seine Manifeste doch nicht verdient, daß sich die Vertreter der Reaktion herausnehmen dürften, sich auf sie für ihre eigenen selbstsüchtigen Bestrebungen zu berufen. In der „Kreuzzeitung" wird dieser Versuch trotzdem unternommen. Das führende konservative Blatt weist auf den folgenden Satz im Erlaß an den Reichskanzler hin: „Die Förderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der preußische Staat sicher geruht hat"; und mit der gottesfürchtigen Dreistigkeit, die von jeher die Wortführer der preußischen Junkerpartei auszeichnete, stellt die „Kreuzzeitung" die rhetorische Frage:

„Ist nicht einer dieser „festen Grundlagen" das preußische Wahlrecht? Heißt es deshalb nicht gerade im Sinne Kaiser Friedrichs, den preußischen Staat unterminieren, wenn man seine Volksvertretung dem radikalen Reichstagswahlrecht ausliefern will, wie die Fortschrittler es fordern?"

Kaiser Friedrich als Kron- und Thronzeuge für das preußische Dreiklassenwahlrecht, das ist allerdings der Gipfel. Als ob der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm nicht selbst erlebt hätte, wie dem preußischen Volk das freie Wahlrecht genommen und ihm das Dreiklassenwahlrecht in einer Zeit der schwärzesten Reaktion aufgezwungen wurde! Als ob er nicht immer wieder auf die Notwendigkeit hingewiesen hätte, daß die neu gewonnene Einheit des deutschen Volkes mit seiner Freiheit Hand in Hand gehen müsse. Man braucht heute sich nicht mehr wegen der kümmerlichen Einwände den Kopf zu zerbrechen, mit denen vor nun bald fünfundzwanzig Jahren Fürst Bismarck das „Tagebuch" des Kaisers Friedrich als apokryph hinzustellen sich bemühte. Und jedenfalls der nachfolgende Satz ist ganz gewiß nicht gefälscht:

„Ich zweifle an der Aufrichtigkeit für den freiheitlichen Ausbau des Reiches und glaube, daß nur eine neue Zeit, die einst mit mir rechnet, solches erleben wird. Solche Erfahrungen, wie ich sie seit zehn Jahren gesammelt, können nicht umsonst gewonnen sein. In der nunmehr geeinten Nation werde ich einen starken Anhalt für meine Gesinnungen finden, zumal ich der erste Fürst sein werde, der, den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne allen Rückhalt ehrlich zugetan, vor sein Volk zu treten hat."

Und ein Fürst, der solches schrieb, sollte den freiheitlichen Ausbau des Reichs als mit dem preußischen Dreiklassenwahlrecht verträglich empfunden haben? Von solchen Gedanken ist das Tagebuch des Kronprinzen voll. Schon vor der ersten Schlacht schrieb er: „Unser Hauptgedanke ist, wie man nach erkämpftem Frieden den freisinnigen Ausbau Deutschlands weiter führt." Der gleiche Gedanke kehrt am Tage nach Sedan wieder. Wir verstehen es, wenn die heute im Reich und in Preußen herrschenden Klassen sich nach Kräften bemühen, das Gedächtnis an Kaiser Friedrich auszulöschen; aber wir dürfen es uns verbitten, daß sie sein reines Bild zu entstellen versuchen. Die Hoffnungen, die sich an Kaiser Friedrich knüpften, sind mit ihm begraben. Die von ihm ersehnte freiheitliche Wiedergeburt des deutschen Volkes wird kommen.

Nach der Demobilisierung.

Unzufriedenheit der russischen Presse.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

✕ **Petersburg**, 13. März.

Auch heute steht die russische Presse in ihren leitenden Organen auf dem Standpunkt, daß die sogenannte Abrüstung zwischen Oesterreich und Rußland keinerlei Entspannung herbeigeführt habe. Das Kadettenblatt „Rjetsch" erklärt offen, daß das russische Ministerium des Auswärtigen eine Garantie für Oesterreich übernommen habe, die Oesterreich selbst nicht leisten wollte. Durch die Demobilisation seien die Schwierigkeiten einer Lösung des Balkanproblems, namentlich der Skutarifrage, nicht im allergeringsten berührt. Die russische „Börsenzeitung" stellt fest, daß jene Beruhigung, die man sich überall von der Mitteilung über die Demobilisation versprochen hat, nicht erfolgt sei. Das „Nowoje Wremja" behandelt die Frage in einem Leitartikel. Das Blatt sucht nachzuweisen, daß die Demobilisation Oesterreich vor dem finanziellen Zusammenbruch gerettet habe. Die österreichischen Diplomaten hätten durch diesen Trick Rußland mit einem Schlage in eine viel ungünstigere Lage gedrängt. Rußland habe Oesterreich zuviel Vertrauen geschenkt. Wenn man beide Demobilisationen vergleiche, so könne man sofort sehen, daß der ganze Vorteil auf seiten Oesterreichs sei. In hundert Jahren könnten die Humoristen der gesamten Welt auf keinen besseren Scherz verfallen, als ihn die russische Diplomatie erdacht habe. Oesterreich behalte seine militärische Macht, während Rußland viermal mehr Reserven nach Hause schicke. Allerdings „beruhigt" das Blatt die russische öffentliche Meinung in einer weiteren Notiz unter der Ueberschrift „Fahnenflucht aus der österreichischen Armee" mit der Erzählung, daß vor Beginn der Demobilisation ein österreichischer Infanterist, zwei Ulanen und vier Husaren in voller Ausrüstung mit ihren Pferden im russischen Lager bei Kielze erschienen wären und erklärt hätten, daß sie den österreichischen Dienst satt hätten. Das Blatt führt diesen Fall als Beweis für den Bluff mit dem Säbelgerassel Oesterreichs an.

⊙ **Wien**, 13. Mai.

Die einseitige Ergänzung der Petersburger Telegraphenagentur zu dem Abrüstungscommuniqué wirkt, wie die „Reichspost" mitteilt, in diplomatischen Kreisen um so befremdender, als man weiß, daß eben dieser Zusatz es war, der die bereits vor vierzehn Tagen beschlossene Veröffentlichung eines gleichlautenden Communiqués verzögert hatte, und daß erst die Ausscheidung dieses Zusatzes das Erscheinen des Communiqués ermöglichte. Was die russische Regierung mit ihrem Zusatz bezweckte, ist klar. Diese Erklärung ist nach Belgrad und Cetinje gerichtet, um dort Glauben zu machen, daß Rußland erst dann in die Abrüstung eingewilligt habe, als sich aus den Verhandlungen mit dem Wiener Kabinett ergab, Oesterreich hege keine aggressiven Absichten gegen seine südlichen Nachbarn. Es wird auch darauf hingewiesen, daß man sich in Petersburg offenbar in einer Zwangslage gegenüber den nationalistischen Strömungen befunden habe.

Englands hypothetische Hilfspolitik.

Der französische Irrtum über die Heeresfolge. — Die Agadirkrise. — Keine Hilfe beim Revanchekrieg.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

ᵒᵒ **London**, 13. März.

Harold Spender, der Sonderberichterstatter der „Daily News" in Paris sagt, es könne kein Zweifel sein, daß bis Dienstag morgen die ganze öffentliche Meinung in Frankreich der Ueberzeugung lebte, England sei durch einen feierlichen Vertrag gebunden, im Kriegsfall Frankreich 160,000 Mann zu Hilfe zu schicken. Von führenden französischen Zeitungen sei dieser Glaube geflissentlich genährt worden. Die hätten sogar gesagt, daß Lloyd George und Winston Churchill nach Paris gekommen seien, um dies militärische Abkommen zu erneuern. Dagegen ist nun Harold Spender in der Lage zu erklären, Winston Churchill und Lloyd George hätten in Paris keine auswärtige Politik gemacht, wie es ja ständige Gewohnheit der englischen Kabinettminister sei, die Führung der auswärtigen Geschäfte den Foreign Office zu überlassen. Aber das französische Publikum wisse das leider nicht; die Behauptung, daß Lloyd George und Churchill politische Aufgaben in Paris erfüllten, sei deshalb dort mit größter Genugtuung aufgenommen und nirgends in Paris bezweifelt worden. Es sei daher auch die höchste Zeit gewesen, als Asquith die Sache richtig stellte. Gegen die Behauptung französischer Chauvinistenblätter, daß noch nie eine französisch-deutsche Krise eingetreten sei, ohne daß die Zusicherung englischer Mithilfe gegeben worden wäre, sagt Harold Spender: Das sei wahr und unwahr. Wahr sei, daß während der Agadirkrise die französische Regierung die englische informierte, daß Frankreich von Deutschland angegriffen werden könnte oder daß jedenfalls Deutschland Vorschläge machen könnte, die gegen Frankreichs Ehre gingen. Damals habe es der englischen Regierung geschienen, daß diese Vorschläge, wie sie die französische Regierung darstellte, auch gegen die Ehre Englands gingen, das das Marokkoabkommen getroffen hatte. Unter diesen Umständen, sagt Spender weiter, war die englische Regierung bereit gewesen, Frankreich zu helfen, wenn aus dieser Frage Konflikt entstehen sollte. Auch die Methode, wie zu helfen sei, wurde besprochen und von einem Expeditionskorps geredet. Es wurde aber keine Entscheidung getroffen, denn die britische Admiralität widersprach dem ganzen Plan aus dem Grund, weil alle Schiffe aus der Nordsee südwärts dirigiert werden müßten, um den Transport dieser Truppenmassen über den Kanal zu schützen. Frankreich irre also, wenn es etwa solch eine hypothetische Hilfspolitik interpretiere als einen allgemeinen Plan Englands, Frankreich in jedem Fall kriegerischer

Erhöhte Bedürfnisse.

Von [Nachdruck verboten.]

Arthur Holitscher.

Wer sich einmal eine instruktive Stunde schaffen will, der lasse seine Kauflust zu Hause und fahre mit dem Lift ins oberste Stockwerk eines unserer kolossalen Warenhäuser. Wenn er nach einem Zickzackpfaziergang durch die Stockwerke unten wieder auf die Straße getreten ist, dann hat er in dieser Stunde wahrscheinlich mehr Einsicht in die Bedürfnisse des heutigen Mittelstandes empfangen, als er das in mehrständigen Unterhaltungen mit gleichgesinnten Genossen zuwege gebracht hätte. Sicher sind es ja hauptsächlich die Bedürfnisse der Mittelschicht unserer Bevölkerung, über die einen das heutige Warenhaus orientieren kann. Nun ist es aber gerade diese Mittelschicht, deren Bedürfnisse uns heute gewisse Aufschlüsse über einen gesellschaftlichen Werdeprozeß von unbestreitbarer Wichtigkeit bieten. In diese Mittelschicht sinken beständig, ob sie es auch noch so ängstlich vertheimlichen und vertuschen, immer größere Mengen von Menschen aus den oberen Kreisen hinab; andererseits ist es aber nicht zu verkennen, daß die stetig sich verbessernde Lage der Proletarier sie allmählich, sie mögen noch so sehr auf ihrer Kampfstellung gegen die Bourgeoisie verharren, in diese Schicht hinaufeskamotiert. Bei dem Mißtrauen und der Schweigsamkeit, die eine Klasse heute gegen die andere bewahrt, hält es ja ziemlich schwer, aufrichtige Kunde über die Notwendigkeiten der Alltagsexistenz irgendwelcher dieser Klassen zu erhalten. Mehr als ein Dutzend in der Trambahn oder in der Stadtbahn heimlich belauschter Gespräche erspart einem ein Spaziergang von oben bis unten durch das moderne Warenhaus.

Von der Vergendung notwendiger Sachen, die die kinematographisch rasch wechselnde Mode auf die Verkaufstische schleudert, und von diesen selben Verkaufstischen wieder herunterfegt — so rasch, daß dem Vorübergehenden kaum die nötige Zeit übrig bleibt, einen Blick auf diese Sachen zu werfen! —, von dieser Vergendung soll hier lieber nicht ausführlich gesprochen werden. Eher schon wäre einiges zu bemerken über die erstaunliche, schier unglaubliche Fülle von durchaus nebensächlichen, wenn nicht geradezu überflüssigen Erzeugnissen aller Art, die sich in allen Stockwerken neben den nützlichen, dem Haushalt, der Kleidung, dem Vergnügen und Behagen dienenden Dingen, selbstverständlich auch neben den fürs Leben so unerläßlichen Luxusgegenständen breit machen.

Daß es Kopfkissen für Badewannen, Sanduhren für Telephongespräche, Damen-Aschenbecher und Kinder-Fingerschalen gibt, daß die Zahl der angeblich unumgänglich nötigen Dinge für den Schreibtisch schon derartig angewachsen ist, daß auf dem Schreibtisch kaum mehr Platz für ein Tintenfaß, Federn und ein Stück Papier übrig bleibt, daß sogar die Orte der stillen Meditation einen wilden Tummelplatz für technische Erfindungen aller Kategorien abgeben — dies beweist weniger die unstillbare Erfindungsgabe des Menschengehirns, vielmehr ist es ein Beweis dafür, daß im Mittelstande eine heißhungrige Nachfrage nach Unmengen von allerhand, Zimmer, Küche und Kammer vollstopfendem Tand besteht.

Von der Kompliziertheit der modernen Kleidung sei ganz geschwiegen. Wer sich heute abend zu Bett begibt, zähle einmal nach, wieviel Kleidungsstücke, wieviele an diesen Kleidungsstücken angebrachte nicht niet- und nicht nagelfeste Dinge er an den Kleiderhaken hängt, vor die Tür stellt, auf den Stuhl legt, auf dem Toilettentischchen aufstapelt. Der Mann, dem es ernst ist auch um die kleinen Dinge der heutigen Zivilisation, sehe sich mal das Kleid seiner Gattin daraufhin an: was für Bändchen, Mäschchen, Knöpfchen und Litzchen mit einem Taschenmesser von diesem Kleid heruntergetrennt werden können, ohne daß die Beraubte den geringsten Schaden an der Vollständigkeit ihrer Bekleidung und an der Wohlanständigkeit ihres Aussehens erlitte. Diese Kleiderorgen aber gehören, wie gesagt, in ein anderes Kapitel.

Ein Sonntagsvergnügen, ein kostbares Vergnügen für einen freien Sonntagnachmittag kann sich der verschaffen, der es sich angelegen sein läßt, einmal ganz objektiv und kritisch durch alle Räume seiner Wohnung zu spazieren, alle Schubladen seiner Schränke herauszuziehen, die Spreu seines unnützen Besitzes vom Weizen der notwendigen Gegenstände zu sondern, die er zu seinem Leben benötigt und die ihm die Führung dieses Lebens erleichtern. In seinem Salon mag er nachher einen Scheiterhaufen aus all dem Ueberflüssigen, das sich in seiner Wohnung mit der Zeit angesammelt hat, errichten. Er braucht diesen Scheiterhaufen darum noch nicht anzuzünden. Er gehe nur wieder durch alle Räume seiner Wohnung, blicke in alle Schubladen seiner Schränke hinein, führe seine Blicke über alle Wände spazieren, die jetzt von den häßlichen und überflüssigen, durch lange Gewöhnung schon ganz ignorierten tausend Schmuckgegenständen, Vasen, Tellern, Bildern, Figuren usw. befreit sind. Plötzlich wird er bemerken, daß seine Wohnung behaglich, wohnlich, geräumig geworden ist. Daß Blick, Gedanken, Interesse, ja auch der Trieb zum Besitzen sich konzentriert und gestärkt fühlt, jetzt, da allein das Notwendige und Nützliche, mit einem Wort das Schöne im Bereich des täglichen Lebens übrig geblieben ist.

*

Es gab eine Zeit, ich erinnere mich ihrer ganz genau, da enthielten die Familienblätter deutscher Zunge eine Rubrik, in der Anleitung gegeben wurde, wie man aus Eindchen, Restchen, Abfällen aller Art, leicht entbehrliche putzige Schmuck-dein-heim-Gegenstände herstellen könne. In jener Zeit waren die Kartoffelschalen in den Mülleimern ihres Lebens nicht sicher. Sie mußten heran, um ihren irdischen Beruf bis in die letzte Konsequenz, wenn auch nur nach Maßgabe ihrer bescheidenen Verwendbarkeit, zu erfüllen. Es ist möglich, daß es diese Familienblätter und die Rubriken in ihnen immer noch gibt. Sicher aber ist es, daß man im heutigen Warenhaus all' jene komplizierten und schauderhaften Dinge fertig zu kaufen bekommt. Daß also das philiströse Behagen an solchen Dingen nicht nur nicht verschwunden, sondern eher noch intensiver geworden ist, dadurch, daß diese Dinge nicht mehr im Heim für das Heim hergestellt werden müssen, sondern für ein paar Pfennige in Form von fabrikmäßig hergestellten Massenartikeln erstanden werden können.

Jene Deckchen, Körbchen, Brettchen, Laubsägeschnitzereien und Brandmalereien stellten ehedem, genau besehen, die letzte naive Auflehnung gerade gegen die Fabrikware vor, die das Heim eben zu überfluten anfing. Es war der letzte schwache Protest: eines gefährdeten, schon gefälschten Kulturbewußtseins, das sich von verflachender Zivilisation überrumpelt sah.

Da es viel zu viel Zeit wegnahm, und überdies auch schon fast unmöglich geworden war, sein eigenes Hausgerät, Hausleinen usw. eigenhändig herzustellen, wie es in der Vorzeit Stolz und Gewissensprobe der tüchtigen Hausgemeinschaft gewesen, flüchtete sich der Trieb in jene Häkelkissen, Deckchen, komisch und philiströs anmutenden Ueberflüssigkeiten hinein. Jetzt hat das Kunstgewerbe, und zwar vor allem das Kunstgewerbe niederen Geschmackes, auch diesen letzten Rest von Eigenständigkeit aus dem Heim hinweggedrängt. Es wäre zu loben, und man müßte sich freuen, wenn die Zeit, die die Familienmitglieder im Heim ehedem mit solcher, arbeitähnlicher Beschäftigung vertrödelten, dank dem Warenhause jetzt für bessere Zwecke freigeworden wäre. Das Ueberwuchern von Kaffeehäusern, Operettentheatern, die unglaublich gesteigerte Nachfrage nach untermittelmäßiger Romanlektüre beweist aber, daß der Zauber des Heims nach-